

Schlussbericht eines Lehrers/ einer Lehrerin

Ad 1.

Die Motivation ist in der Schule, zumindest in der Pflichtschule (auf die sich meine Erfahrung als Lehrperson ausschließlich bezieht), aus Gründen, die nicht näher ausgeführt werden müssen, ein zentraler Punkt und für jeden Unterrichtenden ein Dauerthema. Für mich persönlich haben sich im Laufe des Jahres während langer Phasen der Reflexion zwei Dinge herauskristallisiert, die ich als motivierend für die Schüler*innen erkannt zu haben glaube. Im Zentrum meiner Überlegungen stand dabei die Frage, die ich an mich selbst stellte: „was würde *dich* motivieren?“ Zu einer ersten Antwort gelangte ich durch die Beobachtung, dass Schüler*innen große Schwierigkeiten haben, wenn man sie zum selbständigen Arbeiten hinführen möchte. Damit ist gemeint, dass den Schüler*innen zum einen die Möglichkeit gegeben wird, sich ihre Arbeit selbst einzuteilen (was übrigens für sich alleine schon motivierend wirkt) und zum anderen die Lehrperson bei der Arbeit „nur“ beisteht, aber den Schüler*innen keine Lösungen „einsagt“. Eines wurde schnell klar: die Schüler*innen trauen ihren eigenen Lösungen im Allgemeinen nicht. Sie wollen in der Regel eine Bestätigung, dass das, was sie „herausfinden“ (errechnen, aus Texten sinnerfassend herauslesen) auch richtig im Sinne von korrekt ist. Es stellte sich heraus, dass die von den Schüler*innen erarbeiteten Lösungen in vielen Fällen tatsächlich korrekt waren, die gestellten Arbeitsaufträge waren also „machbar“. Also sprach nichts dagegen, die Schüler*innen dazu anzuregen, ihre Lösungen selbst auf Sinnhaftigkeit zu überprüfen. Die Schüler*innen sollten über ihre Lösungen reflektieren und sich die Frage stellen, ob das, was sie als Lösung ausgearbeitet hatten, in ihren Augen, im Rahmen des gegebenen Kontextes Sinn ergab. In einem zweiten Schritt sollten sie ihre Gedanken darlegen und auf Grundlage der eigenen Gedanken versuchen zu argumentieren, wie sie zu einer bestimmten Antwort gelangt waren. Am Anfang stieß diese „Prüfung auf Plausibilität“, die den Schüler*innen zugemutet wurde, auf Unmut und auf Skepsis, ist doch der Arbeitsaufwand sicher größer und vielleicht etwas ungewohnt. Es zeigte sich aber gleichzeitig, dass es sich positiv auf ihre Haltung auswirkte, wenn die Schüler*innen erleben konnten, wie sie ihre Ergebnisse mit Argumenten „verteidigen“ konnten und sie aus sich selbst heraus Sicherheit schöpfen konnten, dass sie „gute Arbeit geleistet“ hatten. Das Gefühl, auf „eigenen Beinen stehen“ zu können, wirkte in Summe motivierend. Auf keinen Fall wurden die Schüler*innen mit ihren berechtigten Zweifeln, mit ihren Unsicherheiten sich selbst überlassen. Es musste dafür gesorgt werden, dass die gestellten Aufgaben machbar sind. Es ist eine Binsenweisheit, dass zu anspruchsvolle Aufgabenstellungen demotivieren. Den Schwierigkeitsgrad einer Aufgabenstellung einzuschätzen ist hingegen schon eine weit weniger banale Aufgabe. Als Lehrperson befindet man sich in dieser Hinsicht ständig auf einem schmalen Grat. Es geht darum zu erkennen, wann für Schüler*innen etwas unlösbar wird und wann es hingegen so einfach lösbar ist, dass es langweilig und dadurch wieder „motivationstötend“ wirkt. Zu diesem Thema gibt es selbstredend eine ganze Reihe von Aspekten, die beleuchtet werden müssten. So verdiente die Differenzierung zwischen den Schüler*innen eigens betrachtet zu werden, weil es selbstverständlich nicht allen Schüler*innen in gleichem Maße gelingt, sich auf diese Arbeitsweise einzustellen. Dies würde aber den Rahmen dieser Reflexion sprengen.

Das Nachdenken über die vorhin erwähnte „Frage an mich selbst“, nämlich „Was würde *dich* motivieren?“, brachte mich dazu, in einem gleichsam rationalistischen Schluss Folgendes zu postulieren: Schüler*innen werden motiviert, wenn sie das Gefühl haben, dass das, was ihnen in der Schule angeboten wird, von ihnen als „etwas Eigenes“ empfunden wird, etwas, das zu „ihnen gehört“ und nicht als etwas Fremdes, „Aufoktroiertes“. Ich sage deshalb „postuliere“, weil ich nicht auf empirischem Wege zu diesem Schluss gelangt bin. Die Überprüfung, ob dieses „Postulat“ durch die Erfahrung bestätigt wird, konnte nur teilweise erfolgen und muss

weiter verfolgt werden. Als eine Antwort auf die Frage nach der Motivation ergab sich, dass ich etwas, das ich selbst „hergestellt“ habe, etwas, zu dem ich durch eigene Überlegungen gelangt bin, etwas, das ich selbst gestalten kann, das meine persönliche Handschrift trägt, einerseits von mir selbst mehr Einsatz abverlangt, andererseits aber auch stärker als Ausdruck meiner Persönlichkeit empfinde als etwas, das ich nur passiv konsumiere und dann „reproduzieren“ darf. Und die Aussicht etwas zu (er)schaffen, das mein eigenes Werk ist, motiviert. Im Unterricht muss es diesem Postulat folgend (auch) darum gehen, den Schüler*innen die Möglichkeit zu geben, diese Erfahrung zu machen, durch geeignete Arbeitsaufträge, durch geeignete Lernumgebungen. Eine weitere Steigerung des Wertes für die/den einzelne/n Schüler*in erfährt das, was von ihr/ihm „produziert“ wird dadurch, dass ihre/seine Produkte sorgfältig gesammelt werden und sie/er dadurch stolz auf ihre/seine „schöpferische Tätigkeit“ zurückblicken kann.

Im Allgemeinen ist es sicher so, dass Schüler*innen zu Kooperation mit der Lehrperson bereit sind. Über die Bedingungen nachzusinnieren, die dies ermöglichen, ist in höchstem Maße spekulativ. Als Lehrender bin ich einfach froh, wenn ich bei den Schüler*innen auf Kooperationsbereitschaft stoße, ohne dass ich bewusst darüber nachdenken muss, wie ich diese Kooperationsbereitschaft bei den Schüler*innen herbeiführen kann. Und im vergangenen Schuljahr war diese Kooperationsbereitschaft der Schüler*innen die Regel. Nicht nach jedem Schuljahr kann das so dezidiert behauptet werden. Meistens sind es nur einzelne Schüler*innen, die in einer Klasse gezielt den Unterricht torpedieren und mit der Lehrkraft auf Konfrontation gehen. Es kann sich jedoch eine Eigendynamik entwickeln, so dass eine ganze Klasse, verkürzt gesagt, als „wenig kooperationsbereit“, also als „anstrengend“ empfunden wird. Der Alltag aus der Sicht des Unterrichtenden wird so zu jener ständigen Herausforderung, die täglich neue Lösungen erfordert, deren Ausgang Stunde für Stunde abgewartet werden muss, mit oft unbefriedigenden Ergebnissen, psycho-physischer Erschöpfung, Frustration - alles Zustände, die mir im vergangenen Schuljahr dankenswerterweise erspart geblieben sind. Die Zusammenarbeit mit den Kollegen*innen war, wie gewohnt, von der Professionalität meiner Kolleg*innen bestimmt und ich hoffe, dass meine Kolleg*innen dasselbe von meiner Haltung ihnen und den gestellten Aufgaben gegenüber sagen können. Das Gesagte gilt gleichermaßen für Klassenrat, Fachgruppe und Arbeitsgruppe.

Ad 2.

Wann ist Unterricht perfekt? Man kann diese Frage vielleicht als rhetorische Frage ansehen, denn jeder wird antworten: **nie!** Unterricht ist ja per definitionem nie perfekt, könnte man fast sagen. Man könnte die Frage abschwächen zu „wann werde ich mit meinem Unterricht zufrieden sein?“ Zum jetzigen Zeitpunkt wäre die Antwort wohl genauso: (ich befürchte) **nie!** Vor diesem Hintergrund ist klar, dass kontinuierlich an der Verbesserung des eigenen Unterrichts gearbeitet werden muss. Auch wenn sich immer wieder die Befürchtung einschleicht, dass man nie völlig zufrieden sein wird, können doch immer wieder „Momente der Zufriedenheit“ gefeiert werden. Wenn man nicht aufpasst, ergibt sich daraus für die Unterrichtsvorbereitung ein ausuferndes Arbeitspensum. Und nicht immer ist man vorsichtig genug. Langer Rede kurzer Sinn: der größte Teil meiner Arbeit bestand im vergangenen Schuljahr aus Unterrichtsvorbereitung, und so soll es auch sein. Die Bedingungen, die ich in meinem Arbeitsumfeld vorfinde, haben definitiv dazu beigetragen, dass ich mich hauptsächlich auf diese, für jede Lehrperson zentrale Tätigkeit, konzentrieren konnte.